

## V. Studienzeit in München 1888-1889

Es wurde mir nicht ganz leicht, Freiburg zu verlassen. Ich wäre dort geblieben, wenn ich zum Militärdienst angenommen worden wäre. Aber das deutsche Heer verzichtete auf mich wegen meines auf der Fahrt nach Südamerika gebrochenen und schlecht geheilten rechten Armes. Hatte ich auch dem Militärdienst mit einem Gefühl des Unbehagens entgegengesehen, da ich in allen körperlichen Leistungen arg versagte, so empfand ich doch die volle Ausscheidung fast wie eine Kränkung. Ich glaubte bei Bekannten gesehen zu haben, wie der Militärdienst ihnen in Haltung und Auftreten Sicherheit gegeben hatte und hatte bei Philippovich die Erkenntnis gewonnen, dass Vieles, was vom Soldaten als Glied in einem grossen Ganzen verlangt wurde, auch der Arbeiter als dienender Teil im grossen Organismus einer neuzeitlichen Fabrik leisten musste. Je früher der Einzelne zu solcher Einfügung erzogen wurde, umso besser für ihn und die Gesamtheit. Indem ich mir das klar machte, empfand ich die Untauglich-Erklärung als einen Makel, der irgendwie ausgeglichen werden musste.

Unter dem alleinigen Gesichtspunkt der Weiterentwicklung hatte sich die Wage zu Gunsten von München geneigt. Den Südwesten Deutschlands hatte ich ein wenig kennen gelernt; in Bayern, das durch den rätselvollen Tod seines Königs, Ludwig II, in meinem letzten Schuljahr im Mittelpunkt innenpolitischer Erörterungen gestanden hatte, war ich noch nicht gewesen. Über den zweitgrössten Bundesstaat musste man versuchen, zu einem selbständigen Urteil zu kommen. Auch glaubte ich, nach getroffener Berufswahl grössere Rücksicht auf mein Fachstudium nehmen zu müssen; es konnte kaum zweifelhaft sein, dass die Rechtswissenschaft in München besser vertreten war, und in ihr einen guten Anfang zu machen, erschien mir umso wichtiger, als ich für sie eine starke Triebkraft in mir vermisste. In der Volkswirtschaftslehre war es anders. Gern hätte ich den Philippovich noch weiter gehört; aber ich nahm an, dass die zweitgrösste Universität Deutschlands auch hier gut vertreten sein werde, zumal da Volkswirtschaftslehre in Bayern Prüfungsfach in der Referendarprüfung war. Im zweiten Semester glaubte ich endlich auch noch einige Zeit der allgemeinen Bildung widmen zu dürfen. Süddeutschlands Hauptstadt lockte mich auch als Kunststadt. In Freiburg war die Kunst völlig zurückgetreten; sie hatte einen Anspruch darauf, wieder etwas gepflegt zu werden. Endlich spielten auch finanzielle Gründe mit. In der Bremer Gesellschaft Freiburgs waren so viele Mitglieder mit einem weit grösseren Wechsel, als mir zur Verfügung stand, dass ich fürchtete, es würden daraus Schwierigkeiten erwachsen. Unter keinen Umständen wollte ich meinen Eltern stärker zur Last fallen.

So zog ich denn im Frühjahr 1888 erwartungsvoll in die Isarstadt. Die erste wichtige Frage wurde schnell gelöst. Ich fand nicht weit von der Universität eine Studentenbude, wie es besser kaum möglich gewesen wäre. Sie lag zwar unmittelbar an der Strasse, war klein und sehr einfach ausgestaltet; aber die Wirtin hatte nicht nur die gute Eigenschaft, einen Bäckerladen zu haben, sondern verkörperte auch sonst das Ideal einer Vermieterin. Sie war eine so echte Bajuvarin, dass ich anfangs ihre Sprache überhaupt nicht verstand, wie sie auch mein steifes Hochdeutsch nicht verstanden haben wird. Aber das war auch nicht nötig. Ihre gütige Fürsorge war bald so gross, dass man nur bremsen musste. Später hat mein Bruder mit mir bei ihr gewohnt und dann noch länger allein, bis sie plötzlich aus nie ganz verstandenen Beweggründen trotz ihres Alters von mehr als fünfzig Jahren mit einer Nichte nach den

Vereinigten Staaten auswanderte. Ich habe sie in Chicago aufgesucht, wo sie in der Michigan-„Ebene“ (avenue), wie sie sagte, wohnte und ich fand sie unverändert. Auch ihr Englisch konnte nur ein echter Münchner verstehen.

In München sich zurecht zu finden, war nicht so einfach wie in Freiburg, dem Sitz der „Bremer Gesellschaft“. Ich war hier zum ersten Mal ganz auf mich angewiesen. Das weckte Entdeckerfreuden, konnte aber doch ein Gefühl der Vereinsamung nicht ganz verhindern. Es hing auch mit der Grösse der Stadt, vielleicht auch dem hier stärker hervortretenden Stammesunterschied zwischen Norddeutschen und Süddeutschen zusammen, dass ich das Gefühl des Fremdseins an der Isar sobald nicht los wurde. Dabei wirkte auch noch etwas anderes mit. Ich hatte Professor v. Holtzendorff, bei dem ich deutsches Staatsrecht hören wollte, Grüße meines Vaters zu überbringen. Er empfing mich, obwohl er leidend war. Sogleich eröffnete er mir, sein Arzt habe ihm das Abhalten der angezeigten Vorlesung verboten; und dann fing er an, von der politischen Lage zu sprechen. Es sei schlimm für ein Volk, wenn ein Generationenwechsel im Herrscherhaus nicht in einem Wechsel in den herrschenden politischen Ansichten zum Ausdruck komme, dann übersteigerten sich die politischen Gegensätze, statt sich auszugleichen. Der Übergang der Regierung vom alten Kaiser auf seinen Enkel bringe auch darum Gefahren mit sich, weil jener eine geschichtliche Persönlichkeit sei, dieser aber nicht einmal als Kronprinz habe erzogen werden können; ihm fehle die nötige natürliche Autorität. Darum sehe er mit grosser Sorge in die Zukunft. Ich verliess den kranken Mann voll Mitleid für ihn, voll Enttäuschung als Student, voll Kummer als Deutscher. Als er und Kaiser Friedrich kurz darauf starben, legte ich eine Trauerbinde um meinen Arm. In München war nichts von Ergriffenheit zu spüren, die ich kurz zuvor in Frankfurt a.M. erlebt hatte.

In dieser Zeit entbehrte ich sehr den reichen Lesesaal des Freiburger Museums. Doch fand ich bald einen gewissen Ersatz im gut mit Zeitungen ausgestatteten Café Central. Hier gab die Münchner Allgemeine Zeitung mit ihrer hervorragend redigierten Beilage meinem politischen Denken nicht nur Nahrung, sondern auch neuen Halt in dieser Zeit aussen- und innenpolitischer Erschütterung. Eine Aufsatzreihe „Europa in der Vogelperspektive“ gewann damals für mich besondere Bedeutung. Ihre weitgespannte Art der Betrachtung fesselte mich; vor allem aber zeigte sich hier ein Ziel für das politische Hoffen: Zusammenschluss der Länder Mitteleuropas zu einem Wirtschaftsbund, durch den Deutschland auch politisch von den Gefahren, denen es als nachbarreichstes Land ausgesetzt war, erlöst werden konnte. Friedensgedanken waren es, die diesem Plane zugrunde lagen. Der Verfasser der Aufsätze hiess Alexander Pees; man sagte mir, er sei ein „hoffnungsreicher junger Gelehrter in Wien“. Durch ihn bin ich bewusster „Europäer“ geworden.

Die sorgenvollen politischen Gedanken, die mich in meiner anfänglichen Vereinsamung in München bewegten, haben mich in meinem Studium wenig behindert. Hier hatte ich jetzt eine feste Marschroute. Ich wollte in München den Grund für mein Rechtsstudium legen, um mich später vor allem der Volkswirtschaftslehre widmen zu können. Insbesondere im römischen Recht, das damals nicht nur Hauptgrundlage der Rechtswissenschaft, sondern auch noch Hauptteil des in Deutschland angewandten Privatrechts war, wollte ich mich einarbeiten. Darum belegte ich Institutionen des römischen Rechts und Römische Rechtsgeschichte. Beide Vorlesungen wollten mir aber nicht munden. Erfüllt von den vielen grossen Problemen der Gegenwart, konnte ich nicht begreifen, dass ich mich

ausführlich mit der Entwicklung des römischen Sklavenrechts beschäftigen solle; damit konnte man Interesse für das Rechtsstudium nicht erwecken. Diese Enttäuschung veranlasste mich, mich nach Literatur umzusehen, und da kam mir Sohms Buch „Institution des römischen Rechts“ in die Hand. Er weckte die Vorstellung vom Werden und Wachsen des Rechts und umkleidete die dürren Rechtsätze mit lebendiger Anschauung. Ich war so erfüllt von Dank für das Buch, dass ich auf der ersten Rückfahrt nach Bremen einen Zug in Leipzig überschlug, um einen persönlichen Eindruck des verehrten Verfassers im Hörsaal zu gewinnen.

Nun einmal die Tür zum Verständnis des römischen Rechts geöffnet war, wagte ich mich im nächsten Semester auch an die grosse zwölfstündige Pandekten-Vorlesung von Professor Bechmann heran. Zu Hause las ich dann in Windscheids berühmten Handbuch, das mir ein Vetter geliehen hatte, nach, was ich in der Vorlesung oft nicht vollständig verstanden hatte; ich fand aber, dass Windscheids Buch, dessen Bedeutung für praktische Zwecke ich natürlich nicht beurteilen konnte, lange nicht den pädagogischen Wert wie Bechmanns Vorlesungen hatte. Wenn ich später im Referendar und im Doktor-Examen gut abschnitt, so hatte ich das, glaube ich, zum grossen Teil Professor Bechmann zu danken.

Trotzdem hat der Rechtsunterricht etwas Befremdliches für mich behalten. So sehr ich auch seit dem Buche von Sohm die rechtsschöpferische Leistung der Römer bewunderte, blieb es mir doch schwer verständlich, dass sich die deutsche Rechtspflege solange auf dieser fernabliegenden fremden Grundlage aufbauen konnte. Ein Einblick in das „Corpus iuris“, das fast jede Systematik vermissen lässt, bestärkte mich in dieser Ansicht. Die Frage nach dem „Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung“, die Professor v. Savigny in einer berühmten Flugschrift aufgeworfen hatte, schien mir falsch gestellt zu sein. Es lag eine Aufgabe vor, der man sich nicht entziehen konnte. Darum war ich froh, dass ein Ausschuss zur Schaffung eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches schon am Werke war. War dann nicht das Meiste, was ich jetzt lernte, in kurzer Zeit veraltet? Lastete nicht ein ungewöhnlich grosses Risiko auf dem Rechtsstudium jener Jahre? Musste nicht auch Wissenschaftscharakter der Jurisprudenz im Laufe der Zeit sich wandeln? Ich war froh, dass das Recht nicht die einzige Grundlage meiner Lebensarbeit werden sollte.

Aus diesen Erwägungen zog ich auch die praktische Folgerung, dass ich mich mit den Teilen des Rechts beschäftigen müsse, bei denen nicht solche Umwälzungen zu erwarten seien. Am liebsten hätte ich es mit Staatsrecht getan, das mich auch wegen seines Zusammenhangs mit der Politik interessierte. Da das nicht möglich war, widmete ich mich dem Strafrecht, das Professor Birkmeyer in zwei Vorlesungen behandelte. Seine Art war den Bedürfnissen der Studenten sehr angepasst. Sie merkten, dass sie etwas lernten. Allerdings beschränkte er sich auf das Spezifisch-Juristische; von den psychologischen und sozialen Problemen des Verbrauchens und des Strafvollzugs sagte er nichts. In dieser Hinsicht wurde die Wissbegier nicht befriedigt.

Auch in der Volkswirtschaftslehre fehlte es nicht an Enttäuschung. Für sie war in München der Hauptprofessor Helferich; bei ihm hatte schon mein Vater in Göttingen gehört. Mit seinem wundervoll geführten Kollegbuch, dem ich niemals Vergleichbares habe zur Seite setzen können, ging ich in die Vorlesung und ich war nicht wenig erstaunt, dass das alte Heft und die Vorlesung in der Hauptsache oft wörtlich, übereinstimmten; nur vereinzelt fanden sich einige Zusätze. Professor Helferich diktierte den

Hauptteil seiner Vorlesung, wie es auch sonst verschiedentlich geschah. Auch las er überwiegend für Studenten, die später in der Volkswirtschaftslehre als Nebenfach geprüft werden sollten. Das wirkte konservierend. Ich dachte wehmütig an Professor v. Philippovich zurück, trug das Kollegheft meines Vaters getrost nach Hause und beschloss, statt der Vorlesung, regelmässig wirtschaftswissenschaftliche Schriften in der Bibliothek zu lesen und mich sonst in meinem Fach möglichst umzusehen. Ich habe diesen Entschluss nicht bereut.

Ich fing meine Studien mit zwei gerade erschienenen Druckschriften an, die aus Münchner Dissertationen hervorgewachsen waren und von denen viel geredet wurde. Das eine war die Geschichte und Kritik der deutschen „Effektenbanken“ von Dr. Walter Lotz, und das zweite eine Veröffentlichung über das Krisenproblem von Dr. Wasserab, die mich beide aufs stärkste anregten.

Ich widmete mich dann der Finanzwissenschaft besonders, wobei wahrscheinlich der verbreitete Irrtum mit im Spiel war, unter diesem Titel würden Probleme des privaten Finanzwesens behandelt. Hier gelangte ich zum Lehrbuch der Finanzwissenschaft von Lorenz v. Stein, das mich für den in Wien lebenden Verfasser sehr einnahm, aber sachlich viele Zweifel wach rief, sodass ich ein Bedürfnis nach Führung sehr empfand. Auch schien es mir an der Zeit zu sein, mich auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre ein wenig selbst zu betätigen. Beides glaubte ich nur in einem kleinen Kreis bei einem jungen Dozenten erreichen zu können, der nicht bei Prüfungen mitzuwirken hatte. Ich belegte bei ihm Finanzwissenschaft und „nationalökonomische Übungen“. An diesen Übungen nahmen ausser mir nur drei Herren teil. Ich wählte mir als Thema für einen Vortrag „Das Wesen des Geldes“. Er dehnte sich über zwei Sitzungen aus und hatte dann noch eine endlose Diskussion zur Folge. In ihr wurde der Dozent in grosse Bedrängnis gebracht. Ich weiss nicht mehr, für welche Ansicht ich mich so lebhaft ins Zeug legte. In der Sache wird der Lehrer wahrscheinlich Recht gehabt haben, aber meiner im Prima-Verein geschulten Diskussionskraft erlag er, zumal da es mir an Hilfskräften nicht fehlte. Ich lernte zum ersten Mal, mich nationalökonomisch auszudrücken, und hatte den weiteren Gewinn, dass die Geldfrage die erst in Verbindung mit dem Bankproblem seine volle Bedeutung gewann, aus meinem Gesichtskreis nicht wieder verschwand. Zu fast allen Wandlungen, die beide in Krieg und Frieden erfuhren, habe ich später Stellung genommen, wie auch das Krisenproblem mich seither dauernd beschäftigt hat.

Die juristischen und volkswirtschaftlichen Vorlesungen bei denen Examensbedürfnisse Vortragenden wie Zuhörern nie ganz aus dem Sinn kamen wurden von Vorlesungen allgemeiner Art umrankt. Ich machte es jetzt aber anders als in Freiburg. Nur die sorgsam durchgearbeitete Vorlesung von Professor Cornelius über die Geschichte des 19. Jahrhunderts belegte ich und hörte sie mit Freude und Nutzen. Sonst beschränkte ich mich auf gelegentlichen Besuch. Auch jetzt versuchte ich wieder bei der spröden alten Liebe der Völkerkunde anzuknüpfen, welche Professor Johannes Ranke behandelte sichtlich mit voller Beherrschung des Stoffes, aber, wie damals so mancher Münchner Professor berechnet auf die grosse Masse der Studentenschaft. Der Höhepunkt der Vorlesung war die Vorführung der durch ihren schwarzen Vollbart gewordenen Juliane Pastrana in rauschender schwarzer Seide und mit dem Gebaren einer feinen Dame, dem auch die Liebenswürdigkeit des Professors entsprach. Auch diese Vorlesung, die durch Absonderlichkeiten das Interesse wach zu halten wusste, empfand ich als Enttäuschung; mir schien wieder der wissenschaftliche Ertrag in einem zu grossen Misverhältnis zum Aufwand und zum Bedürfnis zu stehen.

Mit viel Freude und Genuss widmete ich mich aber dem Hospitieren. Die Professoren selbst waren es, die mich am meisten interessierten. Der erste war Prantl, der Geschichte der Philosophie las und einen ausgeprägten Sinn für Komik hatte, was weniger in seiner Sprache zum Ausdruck kam, als vielmehr in einem fröhlichen Wippen seines Bäuchleins; für den aufmerksamen Zuschauer kündigte es an der Oberkante des Katheders schon immer im Voraus bemerkenswerte Stellen an. Seine Heiterkeit hatte bei allen Unterdrückungsversuchen etwas Ansteckendes und Überzeugendes. Den denkbar schärfsten Gegensatz zu Prantl bildete Carrière (Philosophie und Literaturgeschichte). Er war voll Begeisterung und oft auch Rührung, was nicht ansteckend wirkte, ihm aber viele Sympatien erwarb. Einen Höhepunkt bildete die Promotion Eugen Kühnemanns, seines Lieblingsschülers, dem späteren bekannten Professors der Literaturgeschichte in Bremen; während sonst die Worte des Dekans: „Tibi osculum dabo“ nur leere Drohung blieb, gab er ihnen hörbar und sichtbar einen realen Inhalt. Mancher Promotion habe ich in München beigewohnt; die Kühnemanns war die eindrucksvollste.

Ganz anders als Carrière, der vielleicht mit dem Wort „Ergriffenheit“ am besten charakterisiert werden konnte, war Michael Bernays (Literaturgeschichte). Er spielte auf dem Katheder Theater und zwar im pathetischen Stil. Schon wie er sich auf dem Katheder niederliess und bewegte, war ungewöhnlich; man wurde an Michelangelos Figuren am Medici-Denkmal erinnert. Nicht minder grotesk war sein Vortrag. Ich habe selbst gehört, wie er einmal sagte: „Wem es vergönnt ist, in die ganze Tiefe meiner tiefen Gedanken mit mir herabzusteigen, der preise diese Stunde!“. Er merkte garnicht, dass das auf andere komisch wirkte. Das war sein Ton nicht nur auf dem Katheder. Wurde doch allgemein erzählt, er habe in der Ludwigstrasse bei einem Platzregen einen Studenten, der ihm einen Schirm anbot, strafend angeblickt mit den Worten: „Können Sie sich Goethe unter einem Regenschirm vorstellen?“.

Aber mehr als diese drei ausgeprägten Persönlichkeiten zu denen auch berühmte Mediziner, wie der prächtige Nussbaum, der Vorkämpfer der Versorgung der Städte mit gesundem Trinkwasser, und der ernste Graskog, der Hauptgutachter über den Geisteszustand des Königs Ludwig II ,hinzu kamen, hat für mich ein Mann bedeutet, der damals schon viel umkämpft war und später in grosse Streitigkeiten verstrickt wurde: der Kunsthistoriker Richard Muther. Dabei denke ich nicht an seine Vorlesung, die ich nie gehört habe, auch nicht an seinen „Rundgang durch die Gallerien“, den ich zwar mitgemacht habe; aber Kunstwerke habe ich , wenn nicht mit meinem Bruder, am liebsten allein besichtigt. Viel wichtiger war, dass ich durch Teilnahme an seinen nicht sehr ergiebigen „Übungen“ Zugang zur Kunstbücherei erhielt. Ich sah hier nicht nur die neuesten Nummern der Kunstzeitschriften, insbesondere auch der ausländischen; das ist von Nutzen nur, wenn es gilt, einen Besitz an Kenntnissen zu ergänzen. Bei mir kam es darauf an, ihn erst zu erwerben. Zu dem Zweck habe ich ganze Jahrgänge der einschlägigen Zeitschriften mit vieler Sorgfalt und schönem Gewinn durchgesehen. Ich empfand es als Erlebnis, wie sich langsam ein lebendiges Bild der französischen Kunst in mir herausbildete. Meist habe ich in gehobener Stimmung diese kleine Schatzkammer im Museum, deren Besucher ich oft allein war, verlassen. Ihr verdanke ich nicht nur eine wohltuende Erweiterung meines Gesichtskreises, sondern durch Ermöglichung von Vergleichen auch eine Schulung der Urteilskraft; wenigstens habe ich es so empfunden.

Das hatte noch eine Folge. Aus der Passivität steten Aufnehmens konnte echte Befriedigung nicht erwachsen. Ich sehnte mich danach, mich im Urteilen und Gestalten zu betätigen. Daraus erwuchs ein kühner Plan. Ich wollte versuchen, für die bevorstehende Internationale Kunstausstellung im Münchner Glaspalast Berichterstatter der Weser-Zeitung zu werden. Ich wollte mich natürlich nicht als Kunstkenner aufspielen, sondern nur als Kunstfreund mich betätigen, dabei den Tatendrang etwas befriedigen und den Geldbeutel für Theater und Reisen etwas auffüllen. Der Plan gelang. Ob meine Darlegungen für andere einen Wert hatten, bezweifle ich; für mich hatte es den grossen Wert, dass ich mir einen wirklichen Überblick über die neueste deutsche Kunst verschaffte und ihre verschiedenen Strömungen und Richtungen kennen lernte. Da die Kunst in München – mindestens damals – alle Schichten der Bevölkerung interessierte, erfuhr man auch manches, was das Auge allein nicht entdecken konnte.

Für mich hatte mein Ausbruch aus dem Gehege der Fachwissenschaft, in dem ich mich selbständig noch nicht bewegen konnte, noch weitere Folgen. München rüstete in meinem ersten dortigen Semester zur Feier des hundertsten Geburtstages Ludwig I. Jeder Münchner sah in ihm den eigentlichen Schöpfer seiner Vaterstadt; durch ihn war München zur Kunststadt geworden. Gefühle der Dankbarkeit ihm gegenüber erfüllten die ganze Bevölkerung, vor allem die Künstlerschaft. Er sollte gefeiert werden, wie nur München es konnte; alles, was Tradition und Neuzeit ermöglichten, sollte angeboten werden. Mit der Dankbarkeit verwob sich Ehrgeiz.

Für diese Feier wurde ich von der Schriftleitung der Weser-Zeitung zum Berichterstatter ernannt. Ich bekam damit einen Platz auf der Presse-Tribüne. Von ihm aus genoss ich am Vorabend des Festes auf der Theresiewiese ein Feuerwerk, zu dem man die Feuerwerker aus Rom hatte kommen lassen; ich habe nie wieder ein so grossartiges Feuerwerk gesehen; es war ein Volksfest, wie es nur im damaligen München möglich war. Das Hauptfest sollte aber am nächsten Tag, dem 31. Juli 1888, erst folgen. Es bestand vor Allem in einem Festzug, der drei Kilometer lang war. Seit Monaten waren tausende von Menschen dafür tätig gewesen. Bekannte Künstler hatten ihr Können und ihre Erfindungskraft eingesetzt. Es war Erstaunliches geschaffen worden. Den Kern des Festzuges bildeten Gruppen der Industrie und des Handels. Die Maschinenfabrikanten führten einen gewaltigen, Rauch speienden Drachen mit sich, welcher in seinem Innern eine Lokomotive barg und von einem einzelnen voranschreitenden Mann geleitet wurde: ein Sinnbild der in den Dienst des Menschen gestellten Naturkraft. Im Zug des Handels zogen Vertreter fast aller Völkerschaften der Erde einher und mit ihnen eine Karawane von Kamelen und acht dem Zirkus Hagenbeck entstammende Elefanten. Als diese in der Ludwigstrasse dem fauchenden Drachen begegneten, wurden sie wild. Einer stiess einen trompetenartigen Ton aus, einer knickte mit seinem Rüssel einen Laternenpfahl um, alle setzten sich in Bewegung, um aus der Verwirrung der schreienden Menge herauszukommen und drangen in diesem Streben in allerlei Baulichkeiten, wie die Münze, in der Hoffnung ein, dort die gewohnte Ruhe wiederzufinden. So hatte das schöne Fest nicht den Abschluss, der ihm gebührt hätte.

An der Schreiberei aber hatte ich Gefallen gefunden. Sie wurde allmählich auf ein höheres Niveau gehoben und ihr sehr bescheidener Ertrag dadurch vergrössert, dass ich meinen Aktionsradius bis zur New Yorker Staatszeitung ausdehnte. Die Extraeinnahmen, die ich mir so verschaffte, wurden zunächst für Theater ausgegeben. Auch im Theater, dessen Galerie sehr billig war, lebte der Münchner

Kunstgeist. Es stand auf einer erstaunlichen Höhe und das Wesentliche war, wie mir heute erscheint, dass in Wort und Ausstattung jede Effekthascherei fehlte. In Bremen waren mir die „Meiningen“ als Höhepunkt der Schauspielkunst erschienen und die Begeisterung für die Wagner-Oper beeinflusste im Ganzen den Geschmack. In der Schauspielkunst Münchens herrschte ein Stil von viel grösserer Natürlichkeit. Dadurch wurden Lustspiele Shakespeares, auch französische Gesellschaftsstücke, selbst die problembeladenen Dramen des zum Münchner gewordenen Ibsen zu ungeahnter Wirkung gebracht. So wurden Klara Heese und Keppler, welche in ihrem feinen Zusammenspiel die Natürlichkeit und Innigkeit am schönsten zum Ausdruck brachten, die Lieblinge des Münchner Kunstpublikums und ganz besonders auch meines Kreises. Nur ganz selten habe ich später Leistungen gesehen, die ihrem Spiel gleich kamen. Sie waren damals für uns Studenten ebenso ein Teil des herrlichen Münchens, wie es „Vater Geis“, der verkrachte Theologie-Student, war, der allabendlich im Oberpollinger durch seine urwüchsigen und gemütvollen Aufführungen Lachsalven hervorrief, wie sie so wohltuend anderswo auch nicht vorkamen. Auch im Gärtner-Theater, wenn man dort die „Schlierseer“ und Konrad Dreher sah, hatte man einen volkstümlich-münchenerischen Genuss, den man nicht minder schätzte als den künstlerischen.

Im Sommer erleichterte die Honorar-Kasse auch, Münchens Umgebung kennen zu lernen. Wenn ich von der Wagenfahrt mit meinem Vater durch den Thüringer Wald und von der winterlichen Besteigung des Kandel mit dem überraschenden Blick auf die Vogesen absehe, habe ich Berge – nicht nur Hügel – in ihrem sommerlichen Gewand zuerst vom München aus in einer nächtlichen Wanderung auf den Wendelstein kennen gelernt; ihr romantischer Reiz erfuhr eine eigentümliche Steigerung durch das merkwürdige – nicht etwa durch Münchner Bier hervorgerufene – Phänomen eines Doppelmondes, von dem ich nie zuvor etwas gehört hatte und auch nachher nie wieder. Der Blick vom Wendelstein beim Sonnenaufgang auf die Kette der Bayrischen Alpen war – von der Kindheitserinnerung an die Kordilleren abgesehen – meine erste Begegnung mit dem Hochgebirge. Das liebliche Freiburg konnte doch den Vergleich mit Bayerns Hauptstadt nicht ganz aushalten.

Das schien anfangs aber nicht von der Geselligkeit Münchens zu gelten. Sie ist sehr viel schwieriger kennen zu lernen als die Freiburgs. Man kann sogar fast sagen, dass die eigentlichen Münchner das nicht haben, was man in Norddeutschland oder in Wien oder in Freiburg unter „Gesellschaften“ versteht. Neben den geliebten Bierkellern und besuchten Cafes haben sie sich nur wenig entwickeln können. Trotzdem ist der Münchner gastfrei; er zieht gern einen Verwandten oder Freund, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, zu einem Mittagsessen hinzu; eigentlich gesellschaftliche Veranstaltungen aber werden oder wurden nur aus besonderen Anlässen und zu besonderen Zwecken gemacht. Das ist ein Hauptgrund, weswegen der eingeborene Münchner eine so erfrischende Freiheit von allem Konventionellen zu haben pflegt; und gerade weil München eine „Fremdenstadt“ ist, ist der Münchner Fremden gegenüber zurückhaltend. Gesellschaften sind an der Isar Importartikel oder waren es wenigstens, als ich dort studierte. Ich habe dort eigentlich nur eine Gesellschaft mitgemacht. Das war die reizende Abschiedsgesellschaft, die Paul Heyse gab, als die gefeierte Sängerin Emilie Herzog – die „Hausnachtigall“ – von der Münchner an die Berliner Oper übersiedelte.

Paul Heyse feierte in dem Jahr, in dem ich nach München kam, die 25jährige Wiederkehr des Tages, an dem er, der geborene Berliner, vom bayrischen König nach München berufen worden war,

und er war in diesem Vierteljahrhundert mit dem Namen seines Aufenthaltsorts eng verwachsen. Allerdings auf besondere Art. Er war nicht etwa Führer irgendeiner Gruppe im geistigen Leben Münchens geworden. Er war vielmehr der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht: der Wahrer und Verteidiger des Alten gegen jeglichen Ansturm. Am schärfsten trat in der Zeit meines Aufenthalts seine Gegnerschaft auf dem literarischen Gebiete hervor. Heyse war ausgesprochener Gegner von Ibsen, der mit Jahren in der Isarstadt weilte, dort die erste Aufführung einer Reihe seiner Hauptstücke erlebte und in viel höherem Masse als Heyse stadtbekannt geworden war. Schon äusserlich war der Gegensatz beider Männer gross. Auf der einen Seite die urwüchsige, starkknochige gedrungenen Gestalt des eigenwilligen norwegischen Dramatikers, und ihm gegenüber die gepflegte, fast überfeinerte Erscheinung des zartfühligen deutschen Dichters. Heyse fühle sich als Verteidiger der Kultur gegenüber traditionsloser Neuerung. Als ich ihm Grösse von Professor Bulthaupt überbrachte, traf ich ihn beim Studium der kürzlich erschienenen Ethik von Paulsen. Er meinte, ein so bedeutendes und zeitgemässes Buch habe er lange nicht in Händen gehabt. Ethische Forderungen müssten allgemein wieder mehr Beachtung finden, besonders auch in der Dichtkunst; sie dürfe nicht in die Niederungen der Menschheit hinabsteigen; der Naturalismus sei eine Krankheit der Zeit. Erst später erfuhr ich, dass sich das nicht nur gegen M.G.Conrad, der gerade durch seine „Deutsche Weckrufe“ die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und gegen Ibsen richtete, der im Münchner Schauspielhaus unter den lebenden Schriftstellern immer mehr in den Vordergrund trat, sondern auch gegen Gerhard Hauptmann und sogar gegen Richard Wagner. Um im Bilde von Paul Heyse, von dem ich bisher nur einige hübsche Novellen kannte, das Positive zu verstärken, habe ich dann zu seinen Übersetzungen aus der italienischen Literatur gegriffen und diejenigen Leopardis, haben grossen Eindruck auf mich gemacht. Ich empfand wieder einmal Dankbarkeit, dass bedeutende Werke des Auslands dem deutschen Leser in so edler Form zugänglich gemacht wurden. Solche hohe Bildung voraussetzende Übersetzungen wurden von den geräuschvollen jungen Neuerern nicht genügend gewürdigt. Aber Heyses Besorgnis konnte ich im Ganzen nicht teilen. Die Ablehnung von allem Neuen schien mir nicht förderlich zu sein, weder im Grossen noch im Kleinen.

Ähnlich wie Heyses Stellung zur Literatur war die seines ihm nah befreundeten Nachbarn Lenbach zur bildenden Kunst. Hier hatte sich ein doppelter Gegensatz entwickelt. München, das sich seit Ludwig I mit vielem Recht als die Kunststadt Deutschlands fühlte, war im Laufe der Zeit in Berlin und Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Düsseldorf Konkurrenz erwachsen. Insbesondere die „Lenbach-Schule“ stiess auf Widerspruch. In Verbindung damit bildeten sich auch in München Gegensätze heraus. Anfangs kamen sie nur am Biertisch zum Ausdruck. Nach einigen Jahren fand sich in Dr. Hirth, dem Verleger der „Neuesten Nachrichten“ und Begründer der Zeitschrift „Jugend“, ein Vorkämpfer und Organisator. Der Kunstgenossenschaft trat die Sezession, dem Glaspalast das Kunstaustellungsgebäude gegenüber und lange dauerte es, bis Frieden wieder eintrat. Rückblickend erscheint die ganze Entwicklung als notwendige Begleiterscheinung der neuesten Zeit. Die Wandlungen in der Bildenden Kunst und in der Literatur haben viele Ähnlichkeit. In beide griff die Hauptwandlung der Zeit, die „soziale Frage“, tief ein.

Paul Heyse war ein in München akklimatisierter Norddeutscher; ich hatte es meinem Vater zu danken, dass ich auch den echten Münchner kennen lernte. Als in Bremen das Preisgericht für das dortige Kaiserdenkmal tagte, war mein Vater bei dem ihm befreundeten Malerdichter Arthur Fitger

unter den Preisrichtern auch dem Bildhauer Ferdinand v. Miller begegnet. Er schrieb mir: „Ich weiss mich nicht zu erinnern, dass ich einen ähnlichen famosen Kerl in jüngster Zeit kennen gelernt hätte“. Mein Vater bat ihn, dass ich ihn besuchen dürfe, worauf er antwortete: „Er soll kommen, so oft er will, aber um 12 Uhr und dann bei uns essen; es gibt Suppe und Suppenfleisch, Gemüse und Kartoffeln, mehr nicht; es soll ihm aber gut schmecken. Topp, Sie schreiben ihm, ich habe junge Leute gern“.

Es gab damals vielleicht niemanden in Bayerns Hauptstadt, der das Münchnerische besser repräsentierte als Ferdinand v. Miller. Das lag in erster Linie in seiner markigen Persönlichkeit. Sie vereinte ernstes Streben mit Genussfreudigkeit, Anspruchslosigkeit mit kraftvollem Ehrgefühl, Herzenswärme mit energischem Wollen. Das schlichte Mittagessen im Familienkreise mit dem anschliessenden traulichen Zwiegespräch schuf immer für den ganzen Tag eine gehobene Stimmung. Das Patriarchalische des Hausherrn erklärte sich vielleicht aus der Tatsache, dass er der Älteste von sieben Brüdern war. Als solcher hatte er, der erfolgreiche Bildhauer, die Erziesserei von seinem Vater übernommen. Diese Verbindung eines Künstlers, der mit hochgestellten Auftraggebern zu tun hatte, und eines Unternehmers, der sich einer internationalen Kundschaft erfreute, hat viel dazu beigetragen, dass er nicht nur in der Münchner Künstlerschaft, nicht nur in seiner Heimatstadt, sondern in ganz Bayern eine ungewöhnliche Stellung gewann. Er war naher Freund und einflussreicher Berater des Prinzregenten und ist mit Ehren überhäuft worden. Noch ehe ich das wusste, fiel mir die Weite seines Blicks auf. Herr v. Miller war beispielsweise mit der Entwicklung in einigen südamerikanischen Staaten vertraut. Er hatte in seiner Doppelleigenschaft mit ihnen zu tun gehabt. Für Bolivar zeigte er besonderes Interesse. Sein Entwurf für den „Libertador“ – ich glaube für den Hauptplatz von Bogota – hatte vor Jahren einen Preis bekommen und das letzte Werk, das die Erziesserei, ehe sie geschlossen wurde, noch herstellte, ist ein grosses Bolivardenkmal für Quito, die Hauptstadt Ecuadors, gewesen.

Auch der zweite Bruder, Fritz v. Miller, den ich in München kennenlernte, zeigte diese Verbindung von schöpferischem Entwurf und praktischer Ausführung. Er ist durch seine Goldschmiedearbeiten, die seinerzeit kaum ihresgleichen gefunden haben dürften, bekannt geworden: ein an entschwundenen Zeiten erinnernder, ganz in seiner Arbeit aufgehender Meister und daher ein viel gesuchter Lehrer. Der älteste der Brüder Miller sprach aber mit besonderer Liebe und unverholhnen Stolz von seinem sieben Jahre jüngeren Bruder Oskar. Er war Elektrotechniker, und in ihm haben sich die Unternehmertalente der Familie besonders verkörpert. Erst nach der staunenswerten Begründung des „Deutsches Museums“ in München habe ich diesen tatenfreudigen Mann auch kennen gelernt. Ohne ihn ist die Kenntnis der Familie v. Miller sehr unvollständig.

Durch das Haupt der Millerschen Familie machte ich auch die Bekanntschaft eines „Urmünchners“. Wie mich im ersten Semester der Katholizismus im Ganzen interessiert hatte, so hier der „Altkatholizismus“, der sich in München durch Döllingers Einspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeits-Erklärung gerichtet hatte und den deutschen Katholizismus von Roms unmittelbaren Einfluss frei machen und in seinem Gottesdienst die deutsche Sprache einführen wollte. Herr v. Miller meinte, über ihn wisse niemand besser Bescheid als Döllingers alter Mitkämpfer, Johann Nepomuk Sepp, der 1848 dem Frankfurter Parlament angehört hatte. Mit ihm habe ich in seiner von ihm selbst erbauten, streng gotischen Wohnung, die sich mit ihrem Insassen an Spitzweg erinnerte, bis spät in die Nacht die Entwicklung der katholischen Kirche in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft diskutiert. Eine

Verständigung wurde nicht erreicht; aber was bisher als Versteinerung erschien, stellte sich jetzt als lebendig dar und wurde damit auch zu einem deutschen Problem. Durch diese Besprechungen ist das Interesse für die inneren Probleme des Katholizismus in mir geweckt worden, die in der Zeitschrift „Hochland“ eine bemerkenswerte Erörterung fanden und mir später am Rhein vielfach entgegengetraten.

Wenn ich diesen gesellschaftlichen Verkehr mit dem in Freiburg vergleiche, so waren die Verschiedenheiten gross. In Freiburg fehlte das Lokalkolorit. Es handelte sich immer um kleine, unter sich verschiedene Kolonien aus Norddeutschland. Jetzt konnte ich nie vergessen, dass ich in München war, und dieser Fremde zog den Zugezogenen in seinen Bann, interessierte nicht nur, sondern heimelte an. In dieser Besonderheit, die noch nicht durch das Grosstädtische erstickt war und doch alles an Schöner bot, was eine Grossstadt zu bieten vermag, wurzelte die begeisterte Anhänglichkeit, die damals alle Nicht-Münchenr erfasste, welche die Isarstadt kennen lernten.

Sie präsentierte sich damals aber auch besonders verlockend. Zu den vielen bekannten Sehenswürdigkeiten war nämlich auf der Isarinsel die zweite Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung hinzugekommen. Sie sollte zeigen, wieweit die erste Erfolg gehabt habe und die erstrebte Anknüpfung an die Vergangenheit und zwar an die deutsche und insbesondere bayrische Renaissance gelungen sei. Es gab allerhand Schönes, aber wenig zukunftsträchtiges Neues zu sehen. Tendenz schien zu sein, neben der deutschen Renaissance auch noch das deutsche Barock als Vorbild zuzulassen, soweit es sich bei ihm um „Bürgerkunst“ und nicht „Hofkunst“ handelte. Eine Hauptanziehungskraft entwickelte die auch am Abend, wenn auf der umrauschten Insel eine von unten bunt durchleuchtete Riesenfontäne ihren Strahl unter allgemeiner lauter Bewunderung emporschoss und zum ersten Mal seit dem Kriege von 1866 auf dem Boden des Deutschen Reiches eine fescche österreichische Militärkapelle die „Hochmeister“ unter der Leitung Ziehrers spielte. Die Wiener Musik feierte Abend für Abend Triumphe. Ich sehe und höre noch, wie eines Abends beim Spielen von Ziehrers Walzer „Weaner Maderln“ die ganze Kapelle zur Verwunderung der Zuhörerschaft zu pfeifen begann. Mir machte das besonders Freude. Fast an jedem Abend wurde eine Wiederholung verlangt.

Mein Bekanntenkreis hatte sich mit den billigen Semesterkarten versorgt und manchen schönen Abend habe ich hier in einem wechselnden, im ganzen anwachsendem Kreise verlebt und mich immer wieder, wenn Ziehrer die Gedanken zur Donaustadt lenkte, gewundert, wie weniger wir alle über das Habsburgische Kaiserreich Bescheid wussten, weniger als über Frankreich und selbst Russland. Bei schlechtem Wetter stand „Papa Geis“ in Reserve. Auch beim Mittagessen und im Café traf man sich regelmässig mit dem Einen oder Andern. In dieser Zwangslosigkeit konnte Freundschaft besser gedeihen, als unter dem Bierkomment der doch nur ein künstlicher Ersatz für eine ursprüngliche Unterhaltung darstellt.

Der Reiz des Studentenlebens besteht zum grossen Teil darin, dass die „Begegnungen“, die in der Schule im Wesentlichen auf den engen Kreis der Klassengenossen festgelegt sind, sich auf der Universität auf Menschen mit den verschiedensten Lebenszielen ausdehnt. An die Stelle der vereinenden Gleichartigkeit der Interessen tritt ein Streben nach vielseitiger Ergänzung. Vielleicht kommt heute sogar der Gedanke der „Universitas“ für den einzelnen Studenten in der Mannigfaltigkeit

der sich hier entwickelnden Freundschaften und Bekanntschaften am stärksten zum Ausdruck. Man lernt nicht die verschiedenen Macher, aber ihre Vertreter kennen, wozu im späteren Berufsleben die Möglichkeit fast immer sehr beschränkt ist. Diese Mannigfaltigkeit genoss ich in München weit mehr als in Freiburg, wo der „Studenten-Komment“ die fachlichen und individuellen Verschiedenheiten zu sehr überdeckte.

Dieser lose Studentenbund Verkehr fand seine Ergänzung durch die „Literarische Gesellschaft“, an deren Sitzungen ich manchmal als Hospitant teilnahm. Es war ein angeregter und anregender Kreis, so etwas wie der Prima-Verein, fortentwickelt in die Region der Wissenschaft. Dementsprechend waren auch die Mitglieder meist älter als ich. Kühnemann, der „Faust“ genannt wurde, war der Mittelpunkt.

An Stelle des „Literarischen Vereins“ trat für mich später eine eigenartige neue Gesellschaft. Sie ging auf den Bremer Dichter Hermann Allmers zurück, der eigentlich studentisches Wesen vollkommener verkörperte als irgend ein Student. Er kam von Rom, wo er in der „Colonna“ begeistert und begeisternd eine berühmt gewordene Vereinigung geschaffen und geleitet hatte. Er plante für München etwas Ähnliches, nur mehr auf der Grundlage der engeren Heimat. Zunächst schuf er sich eine Art Leibgarde. Ich wurde in den engeren Kreis seiner „Wahlneffen“ aufgenommen; und er vereinigte dann im „Nordwest“ Alles in München, was auf Bremischen oder Oldenburgischem Boden geboren war. Das waren keineswegs nur Studenten, sondern überwiegend Männer, die den verschiedensten Berufen angehörten. War das zuerst sehr anregend, so machte sich auf die Dauer doch geltend, dass ein einigendes Band fehlte. Immerhin war erstaunlich, wie lange die einigende Kraft des allverehrten Gründers vorhielt. Das alles hatte zur Folge, dass ich die Zugehörigkeit zu einer studentischen Verbindung nicht vermisst habe.

Dabei spielte allerdings noch etwas anderes mit. Nach Ablauf von zwei Semestern sollte mein Leben in München eine grosse Veränderung erfahren. Es kam nämlich mein Bruder dorthin, der seine Studien zwar an der Universität begann, aber bald mehr in den Architekten-Kollegs der Technischen Hochschule oder an der Akademie zu finden war. Damit wurde die Gemeinsamkeit unseres Lebens wieder für kurze Zeit hergestellt. Ich war froh, den Führer durch alle Münchner Herrlichkeiten bilden zu können, und erlebte alle Freuden und Leiden, die mit dem beginnenden Architekten-Studium meines Bruders verbunden waren. Nach einigen Wochen kam auch unser Vater zu Besuch. Er hatte eine Ausspannung dringend nötig. Ich glaubte, dass sein schlechtes Aussehen nur auf das Versinken der politischen Hoffnungen, die er seit langem auf Kaiser Friedrich gesetzt hatte, zurück gehe, und ahnte nicht, dass es mit dem Leiden, das er sich seinerzeit in den Tropen zugezogen hatte in bedenklicher Verbindung stand. Mein Vater liess sich auch nichts anmerken. Er wohnte mit uns bei unserer netten Wirtin, die sich mit ihrer Nichte in dieser Zeit fast ganz – auch nachts – auf ihren Laden zurückzog; er nahm auch sonst in jeder Weise an unserem Studentenleben teil. Damals lernte er unter unseren Freunden auch den kennen, der nach vielen Jahren sein Schwiegersohn werden sollte. Er genoss auch etwas vom belebenden Hauch des alten München.